Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 12

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070560

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

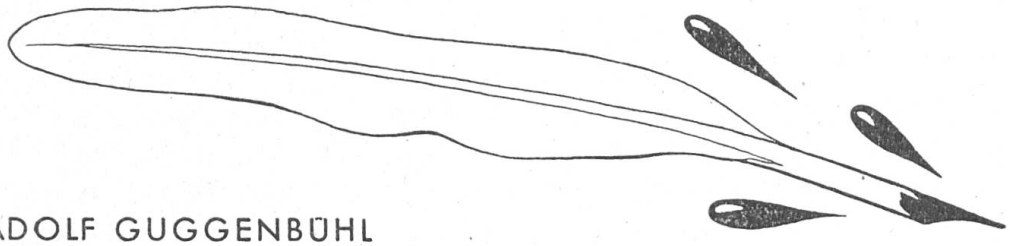
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RANDBEMERKUNGEN



VON ADOLF GUGGENBÜHL

Seemannslos

Schifflifahren ist ein schönes Vergnügen und außerdem noch sehr gesund, wenn man selbst rudert, nur muß man achtgeben, daß das Ruderschiffli nicht umkippt.
Auch Motorbötlifahren ist schön, aber natürlich weniger gesund, dafür aber rassiger und trotzdem ungefährlicher. Man muß schon ganz dumm tun, mit großer Geschwindigkeit eine scharfe Kurve reißen oder mit einem andern Schiff zusammenputschen, um auszuleeren. Dann allerdings gibt es nicht nur ein unfreiwilliges Bad, sondern das Motorbötli geht unter.
Dann kann man dann in der Zeitung etwa folgendes lesen:

Unqualifiziertes Verhalten zweier Motorbootfahrer führte zum Untergang eines Motorbootes

Sonntagnachmittag stieß der Führer eines privaten Motorbootes aus sträflicher Unachtsamkeit in der Nähe von Luzern mit dem Dampfer « Schwyz » zusammen. Das Motorboot wurde stark beschädigt und sank. Dem geistesgegenwärtigen Kapitän des Kursschiffes « Schwyz » gelang es, sofort anzuhalten, und die beiden Insassen des Motorbootes konnten infolgedessen gerettet werden. Sie werden sich aber wegen Gefährdung des Schiffsverkehrs vor dem Richter zu verantworten haben. Eine saftige Buße ist ihnen sicher, und es ist zu hoffen, daß ihnen die Führerbewilligung entzogen wird. Der Unfall zeigt wieder einmal mehr die Notwendigkeit der Ausgestaltung des polizeilichen Ordnungsdienstes im untern Seebecken.

So wäre die Zeitungsnotiz erschienen, wenn zwei private Motorbootfahrer in ein Dampfschiff hineingefahren wären. Da dieses Mißgeschick aber zwei Polizisten passierte, lautete die Meldung folgendermaßen — und diese ist nun nicht erfunden —:

Untergang eines Polizeimotorbootes bei Luzern

Luzern, 6. August. ag. Bei der Ausübung des Ordnungsdienstes im Seebecken bei Luzern ereignete sich am Sonntagnachmittag ein Unfall. Beim Motorboot der Kantonspolizei, das bei der Einfahrt des Dampfers « Schwyz » die Ruder- und Segelboote fernhalten wollte, setzte der Motor teilweise aus, weshalb das Boot in die Grundwellen des Dampfers geriet. Das Boot wurde an die vordere Backbordseite und von dort um den Bug auf die Steuerbordseite getrieben und kam dann in das Schaufelgetriebe, wo es stark beschädigt wurde und sank. Der Dampfer « Schwyz » konnte sofort anhalten. Die beiden diensttuenden Polizisten wurden aus dem Boot geworfen; sie konnten sich durch Tauchen aus der Gefahrenzone bringen und sich unverletzt retten.

Diese Meldung, die sicher trotz den Hundstagen nicht nur mich alten Seebuben, sondern auch viele andere Leser herzlich zum Lachen brachte, erinnert an die Pressemeldung, die vor zwei Jahren in Zürich herausgegeben wurde. Auch hier kam nämlich das schnittige Polizeimotorboot in Kollision mit einem Dampfschiff, der « Helvetia ». Die Geschwindigkeit des erstern betrug allerdings — die Zürcher Polizisten sind in dieser Beziehung um mehr als nur eine Nasenlänge vor ihren Luzerner Kollegen voraus — 40 bis 50 km. Als Ursache des Zusammenstoßes wurde angegeben: « Aus

noch unabgeklärter Ursache hat das Steuer versagt.»
Wenn das nächste Polizeimotorboot in einem unserer schönen Seen untergeht, würde ich folgendes Communiqué vorschlagen:

Seemannslos

Bei der Ausübung des Ordnungsdienstes im Seebecken ereignete sich am Sonntagnachmittag ein bedauerlicher Unfall, der leicht zu schlimmen Folgen hätte führen können. Der Kapitän des diensttuenden Motorbootes der Kantonspolizei wollte die Bahn für das einfahrende Kursschiff «Wilhelm Tell» frei machen. Diese Tätigkeit ist stets mit Lebensgefahr verbunden, gehört aber zu den Pflichten der Seepolizei. Aus noch unabgeklärten Ursachen wurde das Motorboot von den Grundwellen des Dampfers erfaßt und in die Tiefe gezogen. Der begleitende Polizist fiel ins Wasser. Der Kapitän des Polizeibootes verließ, seemännischer Tradition gemäß, als letzter das sinkende Boot. Da dieses aber unter seinen Füßen sank, konnte auch er nicht verhindern, mit dem trügerischen Element Bekanntschaft zu machen. Es entspann sich nun ein Kampf auf Leben und Tod. Wider Erwarten sanken die beiden Funktionäre unter den Wasserspiegel. Nur der hervorragenden sportlichen Ausbildung unserer wakkern Polizeimänner ist es zu verdanken, daß die beiden nicht als Opfer ihrer Pflicht ins kühle Grab sanken. Die wetterharten Gesellen konnten nur das nackte Leben und die Uniform retten. Die Dächlikappen müssen als verloren gelten. Der Unfall zeigt wieder einmal mehr, welchen Gefahren die Angehörigen unseres Polizeikorps ausgesetzt sind. Die beiden wackern Männer, denen es nur unter Anspannung aller Kräfte gelungen war, sich zu retten, dürfen einer Beförderung gewiß sein, und es ist zu hoffen, daß sie auch mit der Carnegie-Medaille für Lebensrettung bedacht werden.

Das Schweizerdeutsch ist nicht die Magd des Hochdeutschen

«Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werde ich schon selber fertig.»
An diesen überspitzten Ausspruch ist man versucht zu denken, wenn man das Verhältnis der Deutschen zur Schweiz betrachtet. Es ist erstaunlich, in welchem Maße gerade jene Deutschen, die für unser Land aufrichtige Sympathie empfinden, ahnungslos sind in bezug auf alles, was unsere Eigenart ausmacht. So haben Ricarda Huch und Thomas Mann, die ja beide lange hier lebten, die Schweiz vor allem geschätzt, weil sie in ihr eine alte deutsche kulturelle Provinz sahen, wo sich das echte deutsche Wesen noch unversehrt erhalten habe.
Man weiß, daß unsere Muttersprache, das Schweizerdeutsche, von den deutschen Gegnern der Schweiz systematisch lächerlich gemacht wird. Aber auch unsere Freunde lassen ihr fast nie Gerechtigkeit widerfahren. So finden sich in den Aufsätzen des hervorragenden Essayisten Josef Hofmiller folgende Sätze:

«Das trauliche Schweizerdeutsch mit seiner herrlichen Fülle uralter Wörter, Bilder, Gleichnisse, Sprichwörter, mit seiner unabgeschliffenen Rauheit, seinem gelenkigen, durch keinen Regelzwang verkrüppelten Satzbau ist wie ein klarer, kalter Quell, aus dem die Schriftsprache an jedem Arbeitsmorgen jung, stark und schön herausspringt, mit geröteter Haut, festen Sehnen und hellen Augen ... Wenn sich die Luft in den Werken der Schweizer soviel frischer atmet als unsere staubige Stuben-, Schul- und Bücherzimmerluft, so verdanken wir es ihrer ehrwürdigen Mundart; sie schreiben ein geadeltes Schweizerdeutsch nicht nur bis in ihre beste Prosa hinein, man spürt es sogar in ihrer hohen Dichtung.»

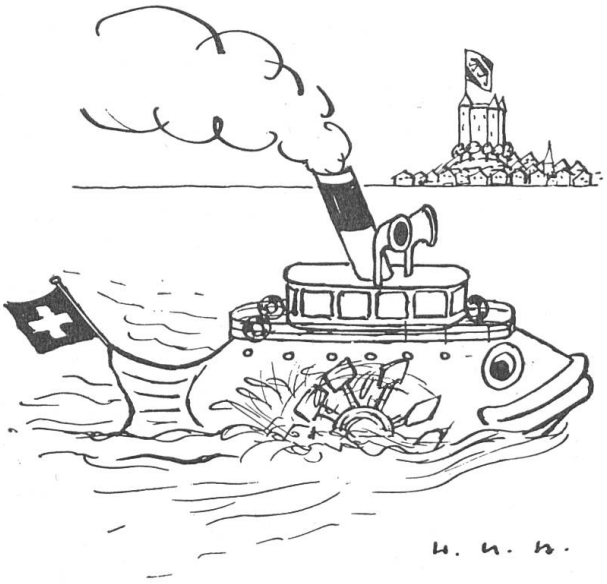
Das ist ein großes Mißverständnis. Es stimmt nicht, daß unsere schweizerdeutschen Dialekte einen «durch keinen Regelzwang verkrüppelten Satzbau» besitzen. Das Schweizerdeutsche hat, wie alle Sprachen, seine Regeln, seine Syntax und seine Grammatik, nur sind diese anders als im Schriftdeutschen. Wer glaubt, daß es sich beim Schweizerdeutschen um eine primitive, regellose Natursprache handle — falls es so etwas überhaupt gibt —, hat sich noch nie die Mühe genommen, sich nur einigermaßen ernsthaft mit ihm zu befassen.
Weil das Schweizerdeutsche eine eigene Sprache mit eigenen Wurzeln ist, liegt seine Bedeutung auch nicht etwa darin, Nährboden der Schriftsprache zu sein. Seine Aufgabe ist, das schweizerische Lebensgefühl zum Ausdruck zu bringen. Außerdem dient es dazu, uns gegen Deutschland abzugrenzen — die Aufgabe aller

Sprachen ist ja nicht nur Verständigung, sondern gleichzeitig Abgrenzung —.

Es ist zwar richtig, daß zwischen Schriftdeutsch und Schweizerdeutsch eine Wechselwirkung besteht. So wie viele schriftdeutsche Wörter in die schweizerdeutschen Dialekte eingehen, so übernimmt auch das Hochdeutsche hie und da schweizerische Dialektwörter. Diese finden nach einiger Zeit selbstverständlich auch im Duden Aufnahme, welche Tatsache dann vom Obersteiger des Deutschschweizerischen Sprachvereins und seinen Knappen mit lautem Jubel begrüßt wird, als ob dadurch unser Schweizerdeutsch an Bedeutung und Würde gewonnen hätte, geadelt worden wäre!

Zoo-logisches

VON HANS U. STEGER



THUNFISCH

Das Märchen von den wortkargen Bergbauern

«Ambühl war ein linkischer und unbeholfener Mensch, ein Bergler eben, dem das Reden Mühe macht.»

Aus einer schweizerischen Erzählung.

Es gibt Clichévorstellungen, die einer vom andern übernimmt, obschon die unvoreingenommene Beobachtung jedem zeigen könnte, daß sie nicht stimmen.

Auf einem solchen Vorurteil beruht die Ansicht, die Bauern zeichneten sich grundsätzlich durch Wortkargheit aus. Man hat vom Ausland her das Schema vom «schwerfälligen Bauern» übernommen. In Frankreich und Deutschland waren die Bauern von jeher sozial mißachtet, und diese Geringschätzung kam auch in der Literatur zum Ausdruck, indem sie mit Vorliebe als primitive, unbeholfene, zum mindesten aber schwerfällige Menschen dargestellt wurden. Es ist aber eine grobe Verallgemeinerung, zu behaupten, daß den Bauern das Reden Mühe mache. Die Fähigkeit des Umgangs mit Menschen und deshalb die Sprachkultur sind in den Dörfern mindestens so hoch entwickelt wie in den Städten.

Vor allem aber zeichnen sich die Bergbauern in keiner Weise durch Wortkargheit aus. Das Gegenteil ist richtig. Wortkarg ist manchmal der Flachlandbauer. Im schweizerischen Mittelland gibt es in der Tat Gegenden, wo die Bauern wenig reden. Die Vertreter der Hirtenkultur aber, wie wir sie im Berner Oberland, im Kanton Appenzell, in der Innerschweiz antreffen, sind sehr redegewandt, phantasievoll und alles andere als bedächtig. Sie sind von einer außerordentlichen geistigen Beweglichkeit und bewegen sich in einem Milieu, das ihnen vertraut ist, mit großer gesellschaftlicher Gewandtheit. Ein Brienzer Bauer ist gesellschaftlich gewandter als etwa ein Zürcher Techniker. Das gilt auch für die Engadiner und Walliser.

Es ist kein Zufall, daß die Söhne solcher Bergbauern sich oft als leitende Angestellte internationaler Hotels gerade deshalb bewähren, weil sie die Fähigkeit besitzen, allen Gästen gegenüber den richtigen Ton zu treffen.

Die Einsicht, daß es in der Schweiz nicht einen Bauerntyp, sondern grundsätzlich zwei gibt, ist merkwürdig wenig verbreitet, was wieder einmal beweist, wie wenig wir unser eigenes Land kennen.